

VOLKER
REINHARDT

C.H.Beck



DIE MACHT
DER SEUCHE

Wie die Große Pest die
Welt veränderte 1347-1353

benshaltungen und Glaubensstärke sowie nachbarschaftliche und genossenschaftliche Gemeinschaftsbindungen verstärkt und damit zugleich eine gewisse Distanz zur Kirche und ihrer Hierarchie gefördert haben. Doch das war nicht die einzige Art, auf die große Erschütterung von 1348 zu reagieren.

Unzufriedenheit mit dem Heilsvermittlungsangebot der Kirche hatte sich lange vor dem Ausbruch der Pest manifestiert. Das Unbehagen an ihr hatte viel mit ihrem Reichtum zu tun, der sich seit dem zwölften Jahrhundert durch Schenkungen und Hinterlassenschaften stetig vermehrt hatte. Diese Vermögenswerte kamen in besonderem Maße den höheren kirchlichen Chargen wie Kardinälen und Bischöfen und vor allem dem Papst zugute, der an der Spitze der Abschöpfungshierarchie stand und deren Methoden durch eine ausgeklügelte Besteuerungspolitik stetig verfeinerte. Dabei tat sich vor allem der zum Zeitpunkt seiner Wahl im Jahr 1316 bereits greise Papst Johannes XXII. aus dem südfranzösischen Cahors hervor, der in den achtzehn Jahren seines Pontifikats vorher nie gesehene Geldströme nach Avignon lenkte. Damit erregte er die Kritik radikaler Kreise, die die Armut Christi und seiner Jünger als das ewig gültige Ideal und Vorbild der Kirche priesen, was der «Steuerpontifex» postwendend bestritt: Seiner Ansicht nach hatten auch der Erlöser und die Apostel Besitz gehabt.

Der Einspruch gegen die reiche Kirche erfolgte vor allem aus dem Franziskanerorden, der sich kurz nach 1200 selbst als eine Gegenbewegung zur komfortabel etablierten Amtskirche gebildet hatte und nicht ohne Mühe und ideologische Verrenkungen in diese integriert worden war – im Gegensatz zu weiterhin «wildem» Armutsbewegungen, die von den Päpsten als ketzerisch gebrandmarkt worden waren, sich aber trotzdem großen Zuspruchs und Zulaufs vor allem aus den unteren Bevölkerungsschichten erfreuten. Zu solchen Gegengruppierungen von unten zählten die sogenannten Flagellanten, die sich in streng organisierten Umzügen selbst blutig peitschten. Ihr Auftreten ist erstmals im Perugia des Jahres 1260 bezeugt und verbreitete sich von dort über Norditalien und die Alpen nach Mitteleuropa. Ihre religiöse Motivation bestand darin, durch die rituelle Selbstzüchtigung Buße zu tun, damit

Gott gnädig zu stimmen und auf diese Weise den drohenden Untergang der Welt zu verhindern oder sich auf diesen vorzubereiten. Diese «Geißler»-Umzüge sollten aus denselben Gründen während der Pestjahre eine wahre Hochkonjunktur erleben, vor allem im Gebiet des heutigen Deutschland.

In welchem Maße diese Symptome religiöser Unruhe und Unrast mit ökonomischen Ursachen zusammenhängen, ist schwer zu bestimmen. Sicher ist, dass die Bevölkerung Europas bis in die 1320er-Jahre lange und stetig zugenommen hatte, ohne dass sich der Zuwachs genauer beziffern ließe. Vor allem in den größeren Städten hatte die wachsende Bevölkerung gravierende Auswirkungen. Erstmals seit der Spätantike galt es wieder, mehr als einhunderttausend Einwohner innerhalb der Stadtmauern mit Lebensmitteln zu versorgen, und das hieß nach den Ernährungsgewohnheiten der unteren Schichten: mit genügend erschwänglichem Brot zu beliefern. Das konnte nur gelingen, wenn die dafür zuständigen Organe ungehinderten Zugriff auf ein ausgedehntes Landgebiet (in Italien *contado*) hatten. Für die italienischen Stadtrepubliken, die auch in dieser Hinsicht eine Vorreiterrolle spielten, war damit schon aus rein wirtschaftlichen Gründen der Zwang zur territorialen Expansion gegeben. Politische Unabhängigkeit ließ sich längerfristig nur durch Versorgungsautarkie zumindest in «Normaljahren» behaupten, was schon seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dazu führte, dass die kleineren und mittleren dieser Kommunen von den größeren Nachbarn entmachtet und deren *contado* einverleibt wurden.

Im Heiligen Römischen Reich standen die großen Reichsstädte vor demselben Problem, doch waren hier der «Arrondierung» größerer Gebiete durch die starke territoriale Zersplitterung und die Konkurrenz fürstlicher Herrschaftsgebiete engere Grenzen gezogen. Metropolen wie Paris oder London wiederum waren darauf angewiesen, durch königliche Lizenzen ähnliche Abschöpfungsprivilegien zu erhalten, wie sie sich die italienischen Städte in einem langen und zähen Ringen erobert hatten. Für Paris umfasste dieser «Versorgungsgürtel» im Laufe der Zeit über die Ile de France hinaus große Teile Nordfrankreichs.

In diesen «Lieferungszonen» hatten die städtischen Gremien weitrei-

chende Verfügungs- und Zugriffsvollmachten. Sie konnten die benötigten Mengen an Lebensmitteln reservieren, notfalls requirieren und, je nach geschätztem Ernteausfall, auch die Aufkaufpreise festsetzen, zumindest auf dem Papier. Ob sich diese von den Interessen der Metropole diktierten Konditionen auch durchsetzen ließen, stand auf einem anderen Blatt. Bezeichnenderweise war das Metier des städtischen Getreideaufkauf-Kommissars jahrhundertlang auf dem Land das verhassteste von allen. Bei guten Erträgen mochte dieses einseitig zum Vorteil der Stadt installierte System einigermaßen funktionieren; fielen die Erntemengen aber knapp aus, begann der Kampf ums Überleben auf dem Land – mit dem Resultat, dass die ihrer Versorgungsbasis beraubte Landbevölkerung spätestens ab April, wenn die Bestände des alten Jahres zur Neige gingen, in die Stadt strömte und dort die Zahl der Hungernden stark vermehrte. Traten solche Versorgungsengpässe ein, war somit guter Rat teuer, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Handelsmetropolen mit einer finanzstarken Herrschaftsschicht wie Venedig konnten auf dem Seeweg die rettenden Importe beziehen; dort, wo der Papst residierte, verhinderte er mit seinen umfangreichen Finanzmitteln gemeinhin das Schlimmste. Für die übrigen Städte sah es schlechter aus. Sie konnten zwar Höchstpreise für Getreide festlegen, doch dann wanderten die wenigen noch verfügbaren Bestände an Plätze ohne solche Restriktionen ab, was die Lage weiter verschlimmerte.

Wenn die städtischen Getreidereserven knapp wurden oder gar ganz auszugehen drohten, verdoppelten oder verdreifachten sich die Brotpreise innerhalb weniger Wochen, so dass ungefähr zwei Drittel der Bevölkerung ihr Grundnahrungsmittel, für das sie schon in normalen Zeiten mehr als die Hälfte ihres Budgets ausgaben, nicht mehr in ausreichender Menge beziehen konnten. Zu diesem größten anzunehmenden Unfall der inneren Politik Alteuropas kam es mit einer gewissen Regelmäßigkeit, da sich weit unterdurchschnittliche Ernten außer in international angebundenen Hafenstädten wie Venedig und Genua nicht ausgleichen ließen. Diese Krisenfrequenz dürfte sich bei steigenden Bevölkerungszahlen seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts etwas beschleunigt und bei einem mittleren Versorgungsengpass alle

fünfzehn und einer gravierenden Hungerkrise alle fünfundzwanzig Jahre eingependelt haben.

Hat sich dieser Rhythmus im Vorfeld der Pest von 1348 signifikant beschleunigt? Trifft die Pest auf ein ausgehungertes, gesundheitlich geschwächtes Europa, ist das Massensterben nur die finale Klimax nach vielen vorangegangenen Krisen? Diese in der Pestforschung vorherrschende These überstrapaziert den Krisen-Begriff, denn so wäre «Krise» in jedem Jahr mehr oder weniger überall. Es fällt nicht schwer, aus städtischen Chroniken eine solche Allgegenwart der Krise herauszufiltern: hier eine Brotteuerung, dort ein Hungersterben, zum Beispiel in Florenz im unmittelbaren Vorfeld der Pest. Doch solche Situationen gehören zur Normalität einer Vergangenheit, die im saturierten Mitteleuropa erst durch die «Coronakrise» ansatzweise wieder ins Bewusstsein gehoben wurde. Speziell in den großen Städten blieb die Versorgungslage immer prekär. Spätestens nach Weihnachten richteten sich ängstliche Augen der unteren Schichten und entsprechend sorgenvolle Blicke der städtischen Organe auf Vorräte und die Bestellung der Felder. Um eine sehr schnell aufkommende – manchmal berechtigte, oft aber auch grundlose – Panik breiterer Bevölkerungskreise zu verhindern, erfanden die politisch Verantwortlichen Beschwichtigungsrituale wie das ostentative Zurschaustellen gefüllter Getreidesäcke und überquellender Brotbänke. Manchmal organisierten sie sogar ein öffentliches Schau-Backen mit Gratisausteilung der dabei produzierten Brote.

Insgesamt bewältigten Grundbesitzer, Importeure, Aufkauf-Kommissare, Müller und Bäcker das schwierige Unterfangen der Massenversorgung sehr viel besser, als man angesichts der Begrenztheit der Ressourcen, des Chaos der administrativen Zuständigkeiten und des bescheidenen Repertoires an Erzwingungsinstanzen erwarten sollte. Das gilt ausdrücklich auch für die Pestmonate selbst. Von einem Massensterben aus Versorgungsmangel ist in den Quellen kaum je die Rede, von Inflation im Lebensmittelbereich nur gelegentlich. Das Fehlen solcher Meldungen mag teilweise dadurch zu erklären sein, dass die Schrecken der massenhaften Infektion alle anderen Wahrnehmungen überdeckten. Trotzdem ist davon auszugehen, dass die Grundversorgung der städti-

schen Bevölkerung auch in Pestzeiten auf einem einigermaßen erträglichen Niveau gewährleistet blieb. Für die in den Quellen allenfalls am Rande notierte Vitalität breiter Kreise, den Willen zum Überleben trotz allem, ist das ein eindrucksvolles Zeugnis.